

O-TON

Nach dem Fest kommt der Kater. Um den zu bekämpfen, sollte man wissen, welchen Kater man eigentlich hat. Zu diesem Zweck bietet Milton Crawfords „Katerkochbuch“ (Bloomsbury Berlin) einen Fragebogen, den man ausfüllen muss. Auch wenn's schwerfällt.

1. Wie fühlt sich Ihr Kopf an?
 a) Als hätte ich vier Gehirne, die sich darüber streiten, wer ich bin und was ich als Nächstes tun sollte.
 b) Immer wenn ich nicht hinsehe, scheint jemand hinterrücks mit etwas Scharfem (Stricknadeln vielleicht?) auf meinen Kopf einzustechen.
 c) Wäre er nicht durch den Hals mit meinem Körper verbunden, wäre er wohl schon längst entschwebt.
 d) Eine Bombe ist in meinem Kopf explodiert, und alles, was geblieben ist, ist das Trip-trap-trip-trap des Alkohols, der aus meinem leeren Schädel eine Tropfsteinhöhle macht. Mein Gehirn ist vollständig verschwunden.
 e) Sorry, aber das habe ich jetzt nicht mitbekommen. Ich komme gerade aus einer Waschmaschine im Schleudergang. Würden Sie das wiederholen?
 f) Was, ich soll noch einen Kopf haben?



2. Wie geht es Ihrem Magen?

- a) Das kann ich nicht wirklich sagen. Manchmal wirklich prima, dann wieder, als hätte ein Hund stundenlang darauf herumgekaut und ihn dann voller Ekel auf den Teppich gespuckt.
 b) Seltsamerweise hat sich derselbe Typ (oder einer seiner Komplizen), der gerade noch meinen Kopf mit etwas Scharfem malträtirt hat, nun meinem Magen zugewandt. Ihr Mistkerle!
 c) Oh, ich denke, gut. Ich habe gar nicht dran gedacht; ich war viel zu sehr damit beschäftigt, vom Tauchen mit bunten Fischen zu träumen. Vielleicht ein wenig gebläht? Huch! Pardon.
 d) So leer, dass selbst die leerste Leere im Abstellraum einer leeren Lagerhalle in einer verlassenen Industriehalle im allereinsamsten Viertel einer vergessenen Stadt immer noch mehr enthielte als mein Magen.
 e) Er schwappt und schwappt; eine Fahrt in einem Ruderboot auf dem Atlantik ist nichts gegen das gegenwärtige Schlingern meiner Innereien.
 f) Mein Magen meutert gerade gegen den Rest meines Körpers. Fragen Sie mich noch mal, wenn ich wieder die Kontrolle übernommen habe.
3. Und, lieber Leser, wie würden Sie Ihre Stimmung beschreiben?
 a) Richtunglos. Geknickt. Am brüchigen und schroffen äußeren Rand der geistigen Gesundheit. Das Leben ist durch und durch sinnlos.
 b) Sauer darüber, wie schmerzhaft das Ganze ist.
 c) Ich fühle mich lediglich etwas... hm... seltsam. Und leicht. Und benebelt. Und ein bisschen albern.
 d) Lächelt. Leer. Und hungrig.
 e) Mülmig und unbehaglich.
 f) Zerstört. Vollkommen zerstört.

15. Fortsetzung

Vor nicht allzu langer Zeit hatte Arthur eine Ausstellung mit seiner panorama-vexir-Serie gehabt und alle Arbeiten verkauft.
 Seit einer Stunde gab es nicht einmal mehr Wind. Bleierne Stille im ganzen Haus. Ich hörte, wie das Blut in den Adern rauschte, hörte mein Herz, das noch fünfzig Jahre so weitermachen würde, und überlegte, ob Henry LaMarck in diesem Moment genauso verwirrt durch Chicago irrt. Sich nicht nach Hause traute. Ich konnte nicht glauben, dass er den Roman nicht fertig geschrieben hatte. Er hatte ihn abgeschlossen, fertig geschrieben, vollendet. Dann war er völlig erschöpft bei Parker Publishing angekommen und was machten die? Eine Überraschungsparty! Hätte ich denen auch sagen können, dass Henry LaMarck da einen Schock bekommt. Und jetzt suchten sie nicht einmal nach ihm. Kein Wunder, dass er unter diesen Umständen das Manuskript zu seinem Jahrhundertroman nicht abgab.
 Vielleicht wäre es gut, wenn eine Person sich mit ihm treffen würde, die nicht vom Verlag kam. Jemand, zu dem er keine enge persönliche Beziehung hatte, und der sein Werk dennoch gut kannte. Mit einer nicht angezündeten Zigarette lehnte ich mich zurück und sah aus dem Fenster. Ich war diese Person.



Klick und weg: Esther Shalev-Gez zeigt in Braunschweig lauter letzte Bilder – darunter die gefangene Motte und den alten Trabi.

VON UWE JANSSEN

Letzte Dinge. Heute ist ein Tag für letzte Dinge. Nicht die großen letzten Dinge. Nicht Schöpfungslehre. Nicht Tod und Jüngstes Gericht. Nicht Himmel und Hölle. Kleine persönliche letzte Dinge. Die letzte Zigarette. Das letzte Stück Sahnetorte. Der letzte Streif. Die Gelegenheit ist günstig, der Kalender gibt sie vor, er bietet Anlässe. Manchmal die einzigen. Das Jahresende ist ein Premiumanlass für letzte Dinge. Wer gibt schon am Dienstag, 14. Juni, das Rauchen auf? Je größer der kalendrische Zeitraum, der zu Ende geht, desto pathetischer die Ankündigung letzter Dinge.

Voraussetzung dafür ist, dass man den Zeitpunkt für letzte Dinge selbst bestimmen kann. Schwieriger wird es, wenn etwas kaputtgeht. Körper – egal, ob Mensch oder Tier – versagen nicht im Kalendertakt, und schon sind wir wieder bei den großen letzten Dingen. Weniger dramatisch ist es, wenn Sachen kaputtgehen. Sind es aber Habseligkeiten, Gebrauchsgegenstände, die uns, wie man so schön sagt, ans Herz gewachsen sind, die wir also ein bisschen eingemenschlicht haben, fällt uns die Trennung schwer. Sie setzt einen oft melancholischen Erinnerungsprozess in Gang. Das kann ein altes Auto sein, dessen Reparatur nicht mehr lohnt, das aber treues Vehikel für viele Urlaubsfahrten war. Das kann Omas Musiktruhe sein, vor der man als Kind schon



gegessen hat. Gut, dass es noch Fotos davon gibt, mit denen man das, woran man sich tatsächlich zu erinnern glaubt, ein wenig optisch möblieren kann.
 Überhaupt, Fotos! Der Erinnerungs-pool schlechthin. Dieser Umstand hat die Israelin Esther Shalev-Gez zu einem interessanten Projekt in Braunschweig bewegt. Die Künstlerin hatte erfahren, dass das dortige Museum für Photographie immer wieder als Museum für Fotogerätschaften missverstanden wird und Menschen sich melden, die ihre alten, analogen Kameras zur Verfügung stellen wollen. Per Zeitungs- und Internetaufruf wurden Menschen gesucht, die nicht nur ihre Kameras mitbringen, sondern auch noch die Geschichten dazu – und das letzte Foto, das mit der Kamera gemacht wurde. Das Ergebnis heißt „Der letzte Klick“ und ist jetzt in eben jenem Museum zu sehen, das bis zum 23. Januar ein Ort der Erinnerung ist. Nicht nur, weil

die Künstlerin in einer zweiten Fotoserie an die Braunschweiger Firma Rollei erinnert, von deren großer analoger Tradition im digitalisierten 2010 nur noch ein paar verlassene Fabrikhallen übrig sind. Shalev-Gez hat 35 Männer und Frauen jeweils eine halbe Stunde interviewt, sie dabei gefilmt und fotografiert. Die alten Kameras, man darf auch ruhig Fotoapparate sagen, liegen bei den Interviews wie gute, alte Freunde auf dem Tisch. Spiegelreflexkameras aus West- und Ostdeutschland und natürlich Japan, von Rollei, Praktika, Leica oder Canon, mit Schraubgewinde und meistens mit den typischen harten Ledertaschen in Braun oder Dunkelrot.
 Aus vielen Teilnehmern, wie man in einem spannenden und amüsanten Zusammenschnitt sehen kann, sprudelt es geradezu heraus. Eine Dame erzählt, wie sie ihre alte Kamera zunächst gegen eine 50-Euro-Gutschrift beim Kauf einer

neuen eintauschte – und ein paar Tage später, von Gewissensbissen geplagt, das gute Stück wieder zurückkaufte. Ein Mann berichtet vom letzten Foto seiner Kamera, das zugleich einen Aufbruch markierte: Es war das Bild seiner Hochzeit. Oft werden die Geräte über Generationen weitergereicht, und mancher, der auf diese Weise an eine Kamera kommt, entdeckt eher zufällig sein Interesse. Wie der Mann aus der Heide, der die Kamera von seiner Tante bekam. „Ich weiß nicht“, sagt er, „ob das nun ein berühmtes Ding ist oder nicht. Es gibt nicht viel einzustellen. Ich hab' mir hier was eingeklebt, damit ich wusste, welche Belichtung, und dann habe ich probiert und probiert.“ Auch diese Kamera ist, in einer Holzkiste aufbewahrt, nun Teil der Braunschweiger Ausstellung.
 Mit einigen hätten die Besitzer im Internet sicher noch Geld verdienen können. Aber es schien ihnen kein angemessener Abschied zu sein. Ein emotionaler Abschied wird den meisten digitalen Kameras wohl nicht zuteil. Das digitale Bild ist wie seine zahlreichen Erzeugergeräte ein charakterloser Massenartikel, dem jeglicher Reiz des Besonderen fehlt.
 Viele Teilnehmer haben auch die letzten Fotos mitgebracht, den tatsächlich „letzten Klick“ also. Fröhliche Familienbilder sind dabei, Naturaufnahmen – und ein paar Besonderheiten. Das Bild eines Trabis vor einem völlig heruntergekommenen DDR-Gasthaus namens „Goldbroiler“ hätte auch heute noch Chancen bei jedem Fotowettbewerb. Und die Aufnahme, die ein junger Mann zu Hause machte, war nicht nur das letzte Bild für seine Kamera. Zwischen den Fingern hält er eine tote Motte. Immerhin: Die Pullover werden sich gefreut haben.

Bis zum 23. Januar, Helmstedter Straße 1, Braunschweig.

„Käse ist männlich“

„Das Nutella“? Oder „Die Nutella“? Die Sprachwissenschaftlerin Elke Hentschel über Irritationen am Frühstückstisch

Frau Professor Hentschel, Sie haben einmal einen Vortrag an der Uni Hannover gehalten, in dem es auch um das Geschlecht der Wörter, also um Genuszuweisungen, ging. Insofern sind Sie vielleicht Expertin für eine Frage, die am Frühstückstisch immer mal wieder zu Irritationen führt: Heißt es eigentlich „das Nutella“ oder „die Nutella“?
 Die Regeln für die Genuszuweisung sind nicht immer eindeutig, und sie können auch innerhalb des deutschen Sprachgebiets schwanken. So sagt man zum Beispiel im Norden des Sprachgebiets „die Mail“ und „die Tram“, im Süden – insbesondere in Österreich und der Schweiz – hingegen „das Mail“ und „das Tram“. Dadurch hat man oft mehr als ein Genus zur Auswahl, und nicht in allen Fällen sind sichere Vorhersagen möglich.

Aber hier im Norden würde man eher „das Nutella“ als „die Nutella“ sagen.

Rein von der Form her wird einem mehrsilbigen Wort auf –a meist Femininum zugeordnet, also „die Nutella“. Wenn es aber zu einem Wortfeld gehört, in dem normalerweise ein anderes Genus ver-



Elke Hentschel, Sprachwissenschaftlerin an der Uni Bern.

wendet wird, kann man davon abweisen; so sind beispielsweise Käsesorten maskulin, daher „der Gouda“, „der Feta“, trotz der Endung auf „-a“.

Aber Nutella ist ja nun kein Käse.
 Darüber, welche Gründe dazu führen, dass manche Familien „die Nutella“ und andere „das“ oder gar „der Nutella“ gebrauchen, habe ich auf Anhieb im Moment keine Hypothese. Für den „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ der Universität Augsburg wurden hierzu Daten aus dem ganzen Sprachgebiet erhoben, mit dem Ergebnis, dass sowohl „die“ als auch „das“ im gesamten Sprachgebiet gebräuchlich sind, ohne dass es regionale Vorlieben gäbe. Nur „der“ ist eher selten.

„Der“ würde zu Honig passen, der ja auch männlich ist. Komischerweise ist Marmelade weiblich. Die Verwendung

des Neutrums für Brotaufstrich scheint allgemein eher selten zu sein, trotzdem sagen aber viele Menschen „das Nutella“.
 Das ist richtig: Es gibt eine Tendenz, dass wir mit Neutrum eher Oberbegriffe verbinden wie „das Obst“ oder „das Insekt“, die zugehörigen sogenannten Basisbegriffe wie der Apfel, der Pfirsich, die Biene, die Kiwi oder der Käfer, der Wurm, die Spinne, die Raupe und so weiter aber jeweils Maskulinum oder Femininum sind. Bei Brotaufstrichen lässt sich eine ähnliche Verteilung beobachten: der Käse, die Wurst, der Honig, die Marmelade. Eine mögliche Hypothese wäre daher, dass „Nutella“ von denjenigen, die „das“ verwenden, als eine Art Oberbegriff für diese Art von Brotaufstrich angesehen wird. Aber das ist pure Spekulation.

Interview: Ronald Meyer-Arlt

Lernt mehr Deutsch!

Mit Werbekampagnen will das Auswärtige Amt im Ausland das Interesse am Erlernen der deutschen Sprache stärken. Die Sprachförderung werde im kommenden Jahr Schwerpunkt der Bildungsarbeit bleiben, kündigte die für Bildung und Kultur zuständige Staatsministerin Cornelia Pieper (FDP) an. „Immer mehr Länder schaffen die zweite Pflichtsprache an den Schulen ab. Dann bleibt als erste Fremdsprache nur noch Englisch“, sagte Pieper. „Selbst in Europa halten sich nicht mehr alle an die Verabredung, die Mehrsprachigkeit zu fördern.“
 Derzeit geht die Zahl der Menschen zurück, die Deutsch als Fremdsprache lernen – von 17 Millionen in den letzten fünf Jahren auf inzwischen 14,5 Millionen. Deutschland will dem mit gezielten Werbekampagnen entgegenwirken. So gibt es seit Jahren Sprachbusse, die fürs Deutschlernen werben. In Indien und in den USA sollen 2011 Deutschlandwochen stattfinden. Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft wollen dabei für Deutsch und Deutschland werben. dpa

Das war ich nicht

VON KRISTOF MAGNUSSON

das nicht mehr beherrschte: die Perspektive des arbeitenden Menschen. Die einzige Perspektive, die ich noch kannte, war der Blick durch das Loch von Enriques Massagegeliege auf den Marmorfußboden des Vital City Spa.

Chicago war schon immer die Stadt, in der das Unmögliche gelingen konnte: Hier wurde der Wolkenkratzer erfunden, und als der Chicago River zu viele Abwässer in den Michigansee führte, hatte man einfach seine Fließrichtung geändert. Wäre doch gelacht, wenn es mir in dieser Stadt nicht gelingen sollte, diesen verzweifelten Business-Boy zu finden, obwohl ich nichts von ihm hatte, außer einem Foto aus der Zeitung, das ich nun in meiner Brieftasche aus meinem Hotelzimmer trug.
 Ich schwebte über das erneut zu Boden gefallene Bitte-nicht-stören-Schild hinweg, nahm den Fahrstuhl, durchquerte die Lobby und fand das Hotel gar nicht mehr so schlimm. Zumindest war es nicht alt. Alte Gebäude depressierten mich, weil sie mich, genau wie Antiquitätenläden, an tote Menschen erinnerten. Doch das Estana war neu, groß und anonym; in der Halle standen keine großväterlichen

Sessel, und an der Rezeption arbeiteten frische, unverbrauchte Menschen.

Einen nostalgischen Ort gab es allerdings doch, an dem ich hing. Und genau dort zog es mich jetzt hin. In den Walnut Room im Kaufhaus Macy's. Ich hielt ihm die Treue, obwohl das nicht nur einer der nostalgischsten Orte der Stadt war, sondern darüber hinaus mit einer meiner glücklichsten Kindheitserinnerungen verbunden.
 Von dem Werbeslogan Give the lady what she wants angezogen, hatte meine Mutter ihre ganze Freizeit bei Macy's verbracht, das damals noch Marshall Field's hieß, und da ich Einzelkind war und von einem Kindermädchen betreut wurde, verfügte sie über einiges an Freizeit.
 Einmal im Jahr, am Sonnabend nach Thanksgiving, zog meine Mutter mir Blazer und Fliege an und nahm mich mit. Schon vor dem Kaufhaus, angesichts der Weihnachtsdekoration, an der ein Heer von Künstlern das ganze Jahr über gearbeitet hatte, konnte ich vor lauter Aufregung kaum noch atmen. Drinnen musste meine Mutter mich durch die Massen ma-

növrieren, da ich fast die ganze Zeit den Kopf im Nacken hatte, an den Galerieren emporsah und die Deckenmosaiken bestaunte. Meine Mutter kaufte Zigarren für meinen Vater, ich kaufte Frango-Minztäfelchen für meine Mutter, wobei die Papiertüten von Marshall Field's mir mindestens genauso wertvoll erschienen wie deren Inhalt. Dann aßen wir im Walnut Room die köstliche Frango-Minztorte. Meiner Mutter gelang es immer, einen Platz am Fenster zu bekommen, von dem ich, wenn meine Nase fast die Scheibe berührte, die Leuchtreklame des Theaters an der Ecke State Street/Monroe Street sehen konnte.

Ich wühlte mich auf der Michigan Avenue durch die Massen von Menschen mit gesenktem Blick, vorbei an den winterlichen Straßenbäumen, die ihre schwarzen Äste in den Himmel erhoben, als wollten sie ihre Blattlosigkeit beklagen, und doch deprimierte diese trostlose Szenerie mich nicht. Im Gegenteil, sie hob meine Laune derart, dass ich beschwingt Richtung Süden ging, ich hüpfte durch ein Meer von Tristes.
 Wieder und wieder sah ich mich um, ob mir jemand folgte, aber das schien nicht der Fall zu sein. Der Verlag hatte anscheinend keine Ahnung, wo ich war – ich sollte es ihnen etwas einfacher machen. Deswegen ging ich nun in den Walnut Room, denn da würden sie mich finden,

und seit ich das Bild in der Tribune gesehen hatte, wünschte ich mir nichts sehnlicher als das. Zu gern würde ich Gracy das Foto von dem verzweifelten Business-Boy zeigen, diese wunderbare Inspiration, die dafür sorgen würde, dass ich bald wieder schreiben konnte. Ich musste das einfach mit jemandem teilen.
 Ich bog in die Monroe Street ein und betrat das Kaufhaus, wie immer durch den Seiteneingang. Die Leute kauften hier seit über 100 Jahren ein, für amerikanische Verhältnisse also seit dem Pleistozän. Als Marshall Field's 2006 von der Kette Macy's gekauft und in Macy's an State Street umbenannt wurde, war das für viele geschichtsbewusste Chicagoer so, als würde das Kolosseum in Rom in Fiat-Arena umbenannt. Eine Allianz aus Kapitalismuskritikern und Denkmalschützern hatte protestiert und wollte mich breitschlagen, ihre Boykottaufrufe zu unterstützen, aber ich antwortete nur: „Habt euch nicht so, das ist ein Kaufhaus, mein Gott!“ Die Tatsache, dass sich hier alles veränderte, machte es mir erst möglich, diesem erinnerungsbeladenen Ort treu zu bleiben.



Fortsetzung folgt

„Das war ich nicht“ von Kristof Magnusson, © Verlag Kunstmann, Erscheinungsjahr: 2010